

Von Fliegen lernen heißt Fliegen lernen

MARTINSRIED (rb) – Wie sind die Zellen des Sehzentrums, die für die Wahrnehmung und Kontrolle von Bewegungen zuständig sind, verschaltet? Forscher am Max-Planck-Institut für Neurobiologie studieren dies am Modell von Schmeißfliegen-Hirnen. Das nebenstehende Bild zeigt Fluoreszenz-gefärbte Nervenzellen der Lobulaplatte, die für vertikale Bewegungsreize zuständig sind. Der Clou: Fliegengehirne verfügen über elektrische axonale Synapsen. Dies ermöglicht das rasche Weiterleiten von Signalen sowie extrem effektives Navigieren und Fliegen. Womöglich finden sich solche Verschaltungen auch bei Wirbeltieren.

Foto: Max-Planck-Institut für Neurobiologie



Für alle Fälle Hagemeyer

Medizinischer Rat für „Stefanie“ und Kollegen: Beratungsfirma „The Dox“ kuriert Drehbuch-Vitien

von Tatiana Rosenstein

MÜNCHEN – Der ärztliche Alltag: ein ständiger Kampf um Leben oder Sterben. Jedenfalls ist das in Filmen und TV-Serien so. Von Allergie bis Zytostase wird nahezu jedes medizinische Feld beachtet und so packend wie möglich aufbereitet. Dafür, dass die Fakten stimmen, sorgen medizinisch versierte Berater. Wie Pablo Hagemeyer, Arzt und Dr. med.

Die Messlatte hat die „Mutter aller Medizinerien“ gelegt: „Emergency Room“, geschrieben von Michael Crichton, produziert von Steven Spielberg. Perfekt ist hier aber nicht nur die schauspielerische Leistung: Die Authentizität der Fälle sorgt dafür, dass mancher Medizin-Professor seinen Studenten die Serie zur Fortbildung empfiehlt.

Medizinerien werden auch in Deutschland zuhauf gedreht. Die Qualität unterscheidet sich indes oft vom berühmten amerikanischen Highlight. „Ich habe immer darunter gelitten, wie leichtsinnig die

Fernsehmediziner komplizierte Entscheidungen über das Schicksal schwerkranker getroffen haben“, erzählt Dr. med. Pablo Hagemeyer. Medizin studiert hat er in Bochum, London und München. 1998 beschließt er, seinem TV-Leiden selbst ein Ende zu setzen.

Zusammen mit dem Neurologen Florian Gekeler und dem Neurobiologen und Wissenschaftsjournalisten Patrick Weydt gründet Hagemeyer die Beratungsfirma „The Dox“. Film- und Fernsehproduktionen, die Medizinisches zum Inhalt haben, wollen die Firmengründer

fachlichen Schliff verleihen: drei Leute, eine Homepage, ein Businessplan.

Die ersten Aufträge kommen überraschend schnell. „Die meisten Autoren, die einen Stoff für medizinische Serien entwickeln, sind ja keine Mediziner“, erzählt Hagemeyer. „Uns fragten sie dann: ‚Welche Komplikation brauche ich, um beim Protagonisten am Schluss der Geschichte einen Eingriff auf Leben und Tod zu haben?‘, ‚Mein Hauptdarsteller leidet an schweren Hautverletzungen; für welche Therapie soll sich mein Arzt entscheiden?‘“

Nach sechs Jahren Firmenexistenz sind die Aufträge umfangreich geworden. Bekannte Produktionen wie Nova, Bavaria Film, Sat.1 oder Claussen & Wöbke lassen ihre Inhalte auf medizinische Richtigkeit überprüfen. „Unsere Einnahmen steigen jedes Jahr. Im Vergleich zu

ÄPSERVICE

Die Docs von „The Dox“

„The Dox“, Medizinische und Naturwissenschaftliche Fachberatung für TV/Film, Internet
Hollandstraße 9
80805 München
Telefon: (0 89) 30 76 06 11
Fax: (0 89) 30 76 06 10
E-Mail: firstaid@thedox.de
Internet: www.thedox.de

1998 machen wir heute 100 Prozent mehr Umsatz.“ Den Arztberuf hat Pablo Hagemeyer aber noch nicht aufgegeben.

Eine der jüngsten „Dox“-Arbeiten ist die TV-Serie „Stefanie – Eine Frau startet durch“, die seit dem 8. Juli 2004 als Relaunch von „Für alle Fälle Stefanie“ auf Sat.1 läuft. Die Beratung wurde nur für die zuletzt abgedrehten 26 Folgen übernommen – und war offenbar dringend nötig, wie Hagemeyer berichtet. „Bei der ersten ‚Stefanie‘-Folge gab's eine Lebertransplantation, die normalerweise zu den schwersten Eingriffen gehört und mindestens zwölf Stunden dauert. Im Film lag der Patient gerade mal 45 Minuten im OP. Danach durfte er gleich nach Hause gehen!“ Künftig wird's bis zur Entlassung länger dauern. Denn was die „Dox“-Docs verordnen, müssen Filmpatienten ohne Widerrede schlucken.



Dr. med. Pablo Hagemeyer (rechts), Gründer der Beratungsfirma „The Dox“. Von seinem Know-how profitiert auf alle Fälle auch TV-Schwester Stefanie.

Fotos: The Dox



Knirps gibt den Herkules

Mutation im Erbgut schenkt Vierjährigem Riesenmuskeln

BERLIN (jj) – Auch beim Menschen hält das so genannte Myostatin-Gen das Muskelwachstum in Grenzen. Zu diesem Ergebnis sind Forscher der Berliner Charité gekommen, als sie ein ungewöhnlich muskulöses Kleinkind untersuchten (NEJM 350 [2004] 2682–2688).

Schon vor Jahren hatten Genetiker in aufwändiger Auslese üppig muskulöse Rinder namens „Blauweiße Belgier“ sowie die piemontesische Rasse herausgemendelt. Strotzend vor Kraft und mit etwa 20 Prozent mehr Fleisch auf den Knochen. Verantwortlich für die Erschaffung der Muskel-Kolosse:

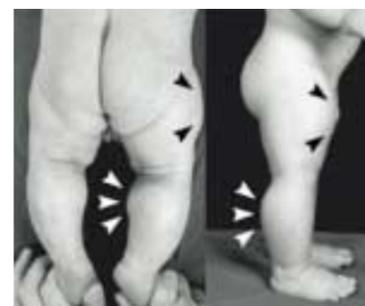
künstliche Veränderungen im Myostatin-Gen, welches das Muskelwachstum reguliert.

Bei einem kleinen deutschen Jungen hatten Genmanipulatoren jedoch nicht ihre Hände im Spiel. Gerade mal viereinhalb, hält der stramme Bursche problemlos zwei Dreikilo-Gewichte mit ausgestreckten

Armen. Seine „Schwarzenegger“-Muskeln sind doppelt so stark entwickelt wie bei Altersgenossen.

Die Berliner Forscher fanden heraus, dass der Körper des Kindes auf Grund einer Mutation in beiden Kopien des „Muskelbremser“-Gens kaum Myostatin produziert. Die Folge: extrem stark entwickelte Muskeln, vor allem an Armen und Beinen.

Von der Entdeckung erhoffen sich die Mediziner neue Therapieoptionen, um Muskelschwund zu behan-



Muskulatur im Alter von sechs Tagen (links) und nach sieben Monaten.

Foto: NEJM

deln. Ob sich die Muskelhypertrophie des heute gesunden Kindes später eventuell auch auf den Herzmuskel ausbreiten wird, ist laut Aussagen der Experten noch unklar.

KURZNOTIERT

Francis Crick ist tot: „Bahnbrechender Denker“

GÖTTINGEN (dpa/jj) – Auf den Tod des britischen Nobelpreisträger Francis Crick haben Wissenschaftler weltweit betroffen und ergriffen reagiert. „Mit ihm hat die Welt einen Vordenker verloren“, würdigte der Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft, Professor Herbert Jäckle, den Mit-Entdecker der DNA-Struktur. „Crick war ein Mensch, der jeden und alles hinterfragte und damit dem Denken neue Wege wies.“

Erkältungsviren sollen Hautkrebszellen einheizen

ERLANGEN (jj) – Mit Hilfe genetisch veränderter Erkältungsviren wollen Forscher des Uniklinikums Erlangen malignen Melanomen zu Leibe rücken. „Sollten wir beim Hautkrebs Erfolge verzeichnen, liegt es nahe, unsere Virus-Strategie auch zur Therapie anderer Krebsarten anzuwenden“, stellt Projektleiter Dr. Dirk Nettelbeck in Aussicht.

Alternative Krebstherapie? Finger weg vom Internet!

PLYMOUTH (jj) – Die Informations-Qualität englischsprachiger Websites, die sich auf alternative Krebsbehandlung kaprizieren, lässt laut Angaben von Wissenschaftlern der Plymouth Peninsula Medical School ganz erheblich zu wünschen übrig. Auf 16 Prozent der analysierten Internetseiten wurde Ratsuchenden kategorisch von konventioneller Krebstherapie abgeraten.

Inhaftierter ETA-Terrorist: „Qualmerei ist mein Tod!“

MADRID (dpa/jj) – Ein verurteilter Terrorist der baskischen Untergrundorganisation ETA hat Spanien vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte verklagt, weil er sich im Gefängnis durch rauchende Mitgefängene gesundheitlich beeinträchtigt fühlt. Zum Einatmen des Zigarettenqualms gezwungen, sei er praktisch „zum Tode verurteilt“.

Prof. Wilhelm Fresenius ist gestorben

WIESBADEN (jj) – Prof. Dr. Wilhelm Fresenius ist im Alter von 91 Jahren verstorben. Laborleiter der heutigen Europa Fachhochschule Fresenius, Herausgeber, Dozent und Forscher in der Wissenschaft, engagierter Bürger in Politik, Wirtschaft, Kirche und Kultur – der promovierte Chemiker und Lebensmittelchemiker war beruflich und gesellschaftlich zu einer Institution geworden.

Achterbahn bringt Herzen auf Frequenz 200

MANNHEIM (dpa/jj) – 120 km/h Spitzengeschwindigkeit und rasante Loopings – beim Achterbahnfahren schlägt so manchem das Herz sprichwörtlich bis zum Hals. Bis zu 200 Herzschläge pro Minute seien bei der Fahrt schon mal drin, erklären Mediziner des Mannheimer Uniklinikums. Gesunde und jüngere Erwachsene würden jedoch keine dauerhaften Schäden davontragen.

Oberstes Ziel: weitere Frakturen verhindern!

IBANDRONAT 62 Prozent weniger Wirbelbrüche

Etwa alle zwei Minuten erleidet in Deutschland ein Osteoporose-Patient eine Fraktur. Hochgerechnet kommt es unter den 7,8 Millionen Betroffenen zu rund 333 000 Knochenbrüchen pro Jahr – Tendenz steigend. Und das, obwohl durchaus hoch wirksame und verträgliche Arzneimittel zur Verfügung stehen, die einen relevanten Anteil der Frakturen verhindern könnten.

Dass es um die Versorgung von Osteoporose-Patienten in Deutschland nicht zum Besten steht, hat die Studie „Bone, Epidemiology, Validation of HeAlthcare“ (Bone-EVA)¹ belegt. „Die Studie zeigt deutlich, dass Osteoporose zu selten diagnostiziert und nicht ausreichend therapiert wird.“

Selbst wenn die Diagnose gestellt wird, erhalten nur 22 Prozent eine Osteoporose-spezifische Medikation, ein Bisphosphonat

„Damit erzielte Ibandronat unter allen oralen Bisphosphonaten die deutlichste Reduktion des vertebren Frakturrisikos“, folgerte Hadji. Darüber hinaus zeigte die Post-hoc-Analyse einer Subgruppe von Hochrisikopatientinnen: Verglichen mit Placebo verminderte Ibandronat das relative Risiko für nicht-vertebrale Frakturen um 69 Prozent.

Ein Plus von 6,5 Prozent für die Knochendichte

Der Erfolg der Ibandronat-Therapie spiegelt sich in einer Zunahme der Knochenmineraldichte wider.

An der Lendenwirbelsäule stieg diese über einen Zeitraum von drei Jahren um 6,5 Prozent durch tägliche Gabe von oralem Ibandronat; unter Placebo nahm dieser Parameter nur um 1,3 Prozent zu. Die Knochendichte der Hüfte erhöhte sich um 3,4 Prozent bei täglicher Einnahme des Bisphosphonats. In der Placebo-Gruppe nahm die Knochendichte hingegen um 0,7 Prozent ab. Eine weitere Studie („Monthly Oral Ibandronate In Ladies“ [MOBILE]²) belegt, dass verschiedene monatliche Ibandronat-Dosierungen die Knochendichte mindestens ebenso effektiv steigern wie tägliche orale Gabe: Mit einem Plus von 6,6 Prozent nach zwei Behandlungsjahren waren 150 mg Ibandronat

einmal pro Monat der täglichen Verordnung (+5,0 Prozent) signifikant überlegen. Die Knochenresorption verringerte sich innerhalb von drei Monaten unter allen Schemata – gezeigt am Verlauf der Knochenbaumarke – anhaltend auf ein prämenopausales Niveau. Durch eine vierteljährliche Injektion von Ibandronat (3 mg) lässt sich der Zuwachs an Knochendichte in gleicher Weise steigern (6,3 Prozent Zunahme der Knochendichte vs. 4,8 Prozent unter täglicher Gabe nach zwei Jahren).

Als besonders erfreulich bezeichnete Hadji die hohe Responder-Rate unter der Ibandronat-Monatsstabelle. „Die Daten belegen, dass 93,5 Prozent der Patienten auf eine Therapie mit Ibandronat mit einem Anstieg der Knochenmineraldichte an der Lendenwirbelsäule reagieren. Das bedeutet, mehr als neun von zehn Patienten sprechen auf Ibandronat an.“, unterstrich der Experte. Neben der Wirksamkeit überzeugt auch das gute Sicherheitsprofil von Ibandronat in der Therapie der postmenopausalen Osteoporose. mha

Quelle: Pressekonferenz „Wirksam, sicher und patientenfreundlich: Effektive Osteoporose-Therapie mit Ibandronat“, München, 27.11.2007, Veranstalter: GlaxoSmithKline GmbH und Roche Pharma AG

¹Häussler B. et al.: Deutsches Ärzteblatt 39 (2006) 2542–2548

²Chesnut C.H. et al.: Journal of Bone and Mineral Research 8 (2004) 1241–1249

³Miller P.D. et al.: Poster F408 presented at: 26th Annual Meeting of the American Society for Bone Research 2004

Quelle: Pressekonferenz „Wirksam, sicher und patientenfreundlich: Effektive Osteoporose-Therapie mit Ibandronat“, München, 27.11.2007, Veranstalter: GlaxoSmithKline GmbH und Roche Pharma AG

infocenter osteoporose
Reed Business Information GmbH
Leitung:
 Dr. med. Nikolaus Brass (verantw.)
Redaktion: Dr. med. vet. Silvia Drexler
Layout & Grafik: Sabine Baranski

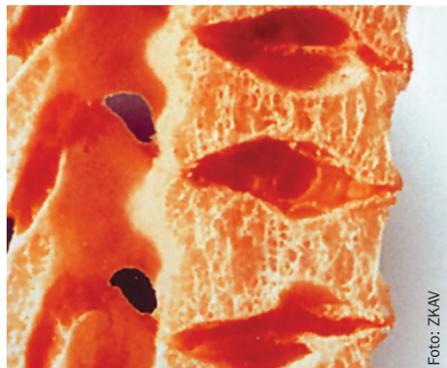


Foto: ZKA/V

Gaben von 2,5 mg/d Ibandronat senkten das relative Risiko für neue vertebrale Frakturen in drei Jahren um 62 Prozent.

lediglich zehn Prozent“, referierte Prof. Peymann Hadji, Philipps-Universität Marburg: „Dabei ist die Frakturprävention oberstes Ziel der Behandlung!“ Doch die Analyse der Kosten, die bundesweit für Osteoporose anfallen, offenbaren, wie weit die Realität bislang an diesem Ziel vorbeigeht.

In die Fraktur-Prävention fließen nur 1,5 Prozent des Budgets

Die Folgekosten für Frakturen schlagen mit mehr als 60 Prozent der Gesamtausgaben zu Buche, während in die Prävention weiterer Frakturen lediglich 1,5 Prozent investiert werden.

Dabei konnten zahlreiche Untersuchungen belegen, dass Bisphosphonate wie Ibandronat (Bonviva®) Frakturen sehr effektiv verhindern. Eindrucksvolle Resultate lieferte beispielsweise die Studie „Oral Ibandronate Osteoporosis Vertebral Fracture Trial in North America and Europe“ (BONE)³. Insgesamt knapp 3 000 Osteoporose-Patientinnen mit vorangegangenen Frakturen hatte man in drei Studienarme randomisiert: Gruppe 1 erhielt Placebo, Gruppe 2 Ibandronat 2,5 mg oral pro Tag, Gruppe 3 bekam zwölf mal jeden zweiten Tag Ibandronat 20 mg oral. Danach erfolgte eine gut zweimonatige Behandlungspause. Alle Teilnehmerinnen nahmen zusätzlich 500 mg Calcium und 400 IE Vitamin D₃ pro Tag ein.

Nach drei Jahren war das relative Risiko für neue vertebrale Frakturen durch 2,5 mg/d Ibandronat um 62 Prozent niedriger als in der Placebo-Gruppe (unter den Teilnehmern mit einnahmefreiem Intervall war das relative Risiko um 50 Prozent gesunken).

Bilder von Leben und Tod

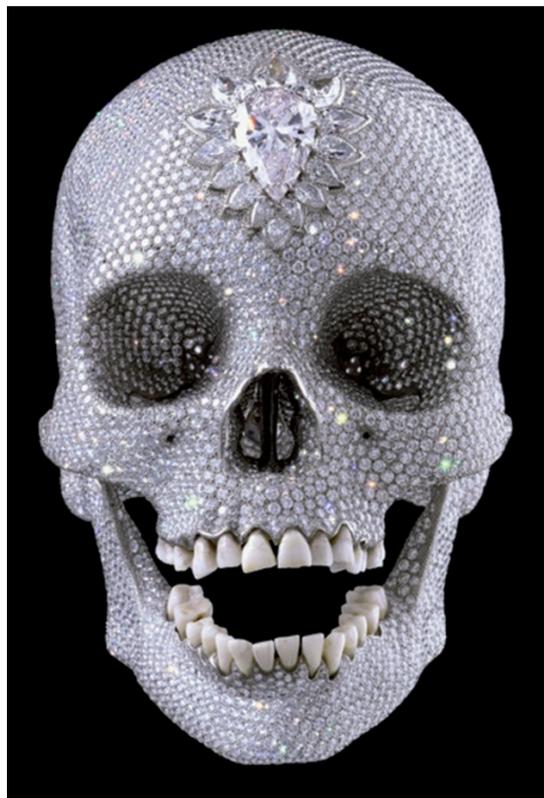
KUNST ALS SPIEGEL Wie zeitgenössische Künstler die Medizin sehen

Seit Jahrtausenden spiegelt bildende Kunst soziale und politische Debatten der Menschen wider. Heute widmet sie sich vermehrt auch der medizinischen Praxis und Forschung. Das schöpferische Werk manch zeitgenössischen Künstlers stellt die Medizin in Bedeutung und Funktion als eine moderne Religion dar.

Traditionell schrieb man der bildenden Kunst, zumindest im europäischen Kulturkreis, eine bestimmte Bedeutung zu. Man verstand sie als kreatives Erschaffen von Kunstwerken mit Worten, Zeichen oder Malerei. Bilder über Medizin tauchten im Laufe der Menschheitsgeschichte in den Arbeiten vieler Künstler auf; sie hatten aber meist nur einen Zweck: verschiedene ärztliche Tätigkeiten heroisch darzustellen und Ärzte abzubilden, die mit ihren Instrumenten ins Reich des Todes vordringen, um das menschliche Leben zu verlängern.

Seit Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat sich diese Situation jedoch verändert. Die Künstler der Bewegung „Young British Artists“ (YBA) etwa beschäftigen sich fundamental mit der Verbindung zwischen Medizin und Kunst. Im grell-hellen Atelier von Marc Quinn mit weißen, nüchternen Möbeln und Tiefkühltruhen duftet es statt nach Gips, Ton und Farbe nach Klinik. Die Materialliste des Briten umfasst Folsäure, Riboflavin, Vitamin A, Azetat, flüssiges Silikon – und sogar eigenes Spermium und Kot. Mit diesen Zutaten führt Quinn Experimente zur „Lebensverlängerung“ durch.

1991 erschuf er eine Installation namens „Self“, das vielleicht effektivste Kunstwerk zum Thema Kryonik



Damien Hirst: „For the Love of God“ (2007). In Platin gegossener, mit 8 601 Diamanten besetzter Totenschädel. Verkauft für 74 Millionen Euro.

– also der Konservierung von Organismen bei Tiefsttemperaturen – und Unsterblichkeit. Die Installation stellt einen Abguss seines Kopfes dar, gefüllt mit fünf Litern eigenen, gefrorenen Blutes. 1998 pflückte Quinn frische Blumen – Tulpen, Lilien, um sie mit gekühltem Silikon einzufrieren. Seit sieben Jahren ist seine Blumeninstallation „Eternal Spring“ bei minus 20 Grad in Aufbewahrung.

Ein anderer Brite, Damien Hirst, experimentiert ebenfalls mit Leben, Tod und unvergänglicher Aufbewahrung lebender Materialien. „Das ganze Schaffen ist für mich eine Kollision von Wissenschaft und Glauben, wie sie zusammen arbeiten und überleben“, verkündet er. Eines seiner

Werke trägt den Namen „Die physische Unmöglichkeit des Todes in der Vorstellung eines Lebenden“ (1991). Der Künstler ließ einen Tigerhai eigens in der Nähe der australischen Küste fangen, töten und nach England verfrachten. Dort verwandelte er das vier Meter lange Tier in ein teures Kunstwerk (Anfangspreis über 50 000 Pfund, mehr als 60 000 Euro) und stellte es in einem Chemikalienbad aus. Ein anderes umstrittenes Werk von Hirst trägt den Namen „Weg von der Herde“ (1994) und zeigt dem erstaunten Publikum den konservierten Kopf eines toten Schafes.

Noch mehr eindrucksvolle Bilder zur Diskussion von Kunst und Medizin zeigt Hirst in seinen Apostel- und Märtyrerdarstellungen. Hier geht er einen Schritt weiter und setzt sich mit dem Thema Medizin als Glaube auseinander. Vier gläserne Medizinschränke, die die Körper der zwölf Apostel darstellen sollen, sind gefüllt mit Reagenzgläsern, bluttriefenden Schläuchen, Rosenkränzen und Nägeln und berichten vom grausamen Tod der Märtyrer.

Ob Hirst uns zeigen möchte, dass die Medizin längst zur modernen Religion geworden ist, bleibt auch in einem seiner jüngsten Werke unklar: „For the Love of God“, einem Totenschädel, der mit 8 601 Diamanten besetzt ist. Doch die Kunst, die seit Jahrtausenden die politische und soziale Debatte der Gesellschaft widerspiegelt, weist darauf hin, dass viele von uns Heutigen ihren Glauben der Medizin schenken und nicht, wie noch die Vorfahren, einem Gott. Das ewige Leben wird auf der Erde, nicht mehr in einem Jenseits gesucht. tr

„Gesundheit ist Ersatzreligion – das wollen Künstler bewusst machen“

EIN ARZT ALS KURATOR Interview mit Professor Ralf Scherer



Prof. Dr. med. Ralf Scherer, Chefarzt der Klinik für Anästhesiologie und operative Intensivmedizin, Clemenshospital, Münster.

Prof. Ralf Scherer, Chefarzt der Anästhesie am Clemenshospital Münster, ist im vergangenen Jahr als Kurator der Ausstellung „Diagnose Kunst“ im Kunstmuseum Ahlen hervorgetreten. Die Schau von Werken zeitgenössischer Künstler wollte zeigen, wie sich die Medizin im Spiegel der Kunst ausnimmt. ÄP-Mitarbeiterin Tatiana Rosenstein sprach mit Scherer über das beziehungsreiche Verhältnis von Medizin und gestaltender Kunst.

ÄP: Herr Professor Scherer, Sie haben die Ausstellung „Diagnose Kunst“ kuratiert. Wie kommt ein gestandener Anästhesist zu einer solchen Aufgabe?

Prof. Ralf Scherer: Ausgangspunkt für diese Ausstellung war ein Vortrag zu diesem Thema. Als Mitglied des wissenschaftlichen Komitees des 37. Münsteraner Anästhesiesymposiums, habe ich von einem Erlebnis bei der

Eröffnung der „documenta 5“ in Kassel 1972 erzählt, bei der ein Künstler den Besuchern anbot, zwecks Erweiterung des Bewusstseins sich von einem Facharzt für Anästhesie betäuben zu lassen. Die Rolle der Medizin in der zeitgenössischen Kunst sollte ich in einem Vortrag darstellen. Während der Vortragsvorbereitungen hat mir der Direktor des Kunstmuseums Ahlen, Herr Leismann, den Vorschlag gemacht, dem Vortrag eine dritte Dimension zu geben.

ÄP: Während der Ausstellung konnten Sie anhand mehrerer Beispiele ein zunehmendes Interesse der Künstler an den aktuellen medizinischen Forschungen zeigen. Woher kommt diese Interesse der Künstler?

Scherer: Die Gesundheit, die Medizin und alle damit verbundenen Themen haben einen sehr hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft. Da ist es doch nicht verwunderlich, dass auch die Künstler sich dieses Themas annehmen, zumal die Verbindung Kunst und Wissenschaft

ohnehin ein ganz aktuelles Thema für viele Künstler ist.

ÄP: Was wollen die Künstler Ihrer Meinung nach damit erreichen, was wollen sie uns sagen?

Scherer: Es vergeht doch keine Geburtstagsfeier, wo nicht durch Äußerungen wie „Die Gesundheit ist das höchste Gut“ der Gesundheit ein quasi religiöser Charakter verliehen würde. Die Medizin ist die Ersatzreligion der Gegen-

Nicht nur Künstler, auch Ärzte sind von der Heilkraft der Kunst überzeugt – für sich und ihre Patienten.

Ralf Scherer

warten. Genau das wollen uns viele Künstler bewusst machen.

ÄP: Wie stehen Sie als Mediziner diesen künstlerischen Versuchen gegenüber, die Medizin, das Medizinische zu erkunden?

Scherer: Körper und Seele gehören zusammen. Wir Ärzte sind allzu oft nur mit den körperlichen Gebrechen befasst. Aber nicht nur Künstler wie Joseph Beuys, sondern auch viele Ärzte sind von der Heilkraft der Kunst überzeugt, für sich selbst und für die Patienten.



V. l. n. r.: Francesco Clemente, Self-Portrait with Alba, 1985; Andy Warhol, Mao, 1973; Damien Hirst, Dance Naked, 1997

Die Schätze der Familie Rubell

Der New Yorker Gynäkologe Don Rubell und seine Frau Mera sind begeisterte Kunstsammler. Sie besitzen eine beachtliche Sammlung zeitgenössischer Kunst: The Rubell Family Collection.

■ In den 1970er Jahren fing alles an. Don Rubell, Absolvent der Medizinischen Fakultät der New Yorker Universität, heiratet die ein Jahr jüngere Mera. Die beiden verbindet nicht nur die Liebe zueinander, sondern auch die Liebe zur Kunst. Neben ihren Berufen als Gynäkologe und Lehrerin, gehen sie in ihrer Freizeit auf kulturelle Schatzsuche: Sie besuchen Buchhandlungen und Galerien und freunden sich mit Künstlern an.

Gleichzeitig eröffnet Steve Rubell, Dons Bruder, 1977 die New Yorker Kultdisko „Studio 54“. Um Steve versammeln sich bekannte Schauspieler und Künstler wie Liza Minnelli, Mick Jagger, Calvin Klein, Liz Taylor und Andy Warhol. Einige Künstler schenken dem glamourösen Clubbesitzer ausgesuchte Werke. So zählen drei Arbeiten von Andy Warhol zu den ältesten Bestandteilen der Rubell-Sammlung. Heute gilt Rubell als einer der 200 größten privaten Kunstsammler der Welt. Die

Sammlung schließt rund 10 000 Malereien, Skulpturen und Installationen ein. Die bekanntesten Museen leihen bei Rubell Werke für ihre Ausstellungen aus – wie das New Yorker Guggenheim Museum. Die 4 000 m² große Museumsfläche der Rubells in Miami soll jetzt schon das Areal des Whitney Museums in New York übertreffen. Zur Zeit werden die Räume renoviert und weiter ausgebaut, so dass ab November 2004 The Rubell Family Collection in den neuen Räumen präsentiert werden kann.

Kleiner Einsatz für eine große Leidenschaft

Für ihre erste Europareise legten Don und Mera ein kleines Budget von 50 Dollar für den Kunsteinkauf fest. In New York gaben sie 25 Dollar monatlich für ihre Leidenschaft aus. So kaufte das Paar für 25 Dollar pro Bild die Film-Stills von der damals noch unbekannteren Cindy Sherman. Heute kosten sie je 250 000 Dollar.

Der Vorteil der Rubells als Sammler war ihr „Feeling“ für die Kunst. Mit sicherem Ge-

spür wählten sie die Werke junger Künstler aus, bevor diese von den Händlern und Galeristen aufgekauft wurden. Die Kaufentscheidungen trafen sie nur nach persönlichen Vorlieben.

Vorsichtig in ihrer Auswahl waren Don und Mera nie. Ihre Sammlung ist alles andere als ästhetisch oder harmonisch. Sie will eher provozieren und zur Auseinandersetzung anregen. Viele Menschen empfinden die zeitgenössische Kunst als „Plastik-, Papier- oder Dosenkram“. Rubell empfiehlt seinen Museumsbesuchern sich vor dem Betrachten der Werke vorzustellen, man verstehe nichts davon. Nur mit dieser Einstellung könne man an Kunst herangehen und sich vorsichtig den Objekten nähern. „Wie finden Sie beispielsweise das Schaufenster mit medizinischen Instrumenten von Damien Hirst? Vielleicht will uns der Künstler sagen, dass diese Metallobjekte in unseren Körper eindringen können. Und so geht es hier um die wichtige Frage nach dem Wert unseres Lebens“, philosophiert Rubell.

Als der Gynäkologe Rubell mit dem Sammeln anfing, stand er am Beginn seiner Arztkarriere. Er war weder berühmt, noch hatte er ausreichend Geld und Fachwissen – er hatte nur seine Leidenschaft. Vielleicht war es Glück, vielleicht Schicksal: Die Sammlung der Familie Rubell gehört heute zu den größten der Welt.

Tatiana Rosenstein

Takashi Murakami, DOB in The Strange Forest, 1999





Mehr Tränen als im richtigen Leben

Wie realistisch sind Kinofilme über psychisch Kranke?

Leidensgeschichten haben Filmemacher schon immer fasziniert. Aber nun interessieren sie auch die Zuschauer und machen Filme wie „A beautiful mind“ oder „Iris“ zu kommerziellen Erfolgen. Doch wie ähnlich sind Kinowelt und Realität tatsächlich?

„Wahrscheinlich beginnt Alzheimer 10 bis 50 Jahre, bevor die ersten Ausfallerscheinung sichtbar werden“, sagt Dr. Harald Hampel, Oberarzt an der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Ludwig-Maximilians-Universität München. „Im Film ‚Iris‘ ist das gut gelöst: Man sieht Iris zuerst als junge Frau, dann wird sie älter und schließlich vermengt sich bei ihr alles - Vergangenheit und Gegenwart. Bei einem Kranken sind Erinnerungen wie Inseln. Sie schwimmen im Ozean, tauchen plötzlich ab und wieder auf.“

Iris Murdoch: 1919 in Dublin geboren, Schullaufbahn auf dem Somerville College in Oxford. Dann Philosophieprofessorin in London und Oxford. Erfolg und Anerkennung begleiteten die Romanschriftstellerin und Philosophin bis zu jenem schicksalhaften Tag im Jahr 1997, als die Ärzte Alzheimer diagnostizieren. Der Film „Iris“ zeigt, wie die Persönlichkeit der berühmten Autorin Stück für Stück zerfällt. „Ich habe im Film mehr Tränen vergossen als in meinem

gesamten Leben“, sagte der Ehemann John Bayley, der sie Jahre lang gepflegt hat. „Alles war so gut dargestellt. So wie es in Wirklichkeit war.“

Können solche realitätsgetreuen Darstellungen die gesellschaftliche Stigmatisierung psychisch Kranker aufheben? Das hoffen die Anti-Stigma-Aktion München (ASAM) und die Bayerische Anti-Stigma-Aktion (BASTA), die deshalb die Aktion „Psychiatrie im Film“ veranstalten: Experten schauen sich zusammen mit Laien Filme wie „Iris“ an und diskutieren anschließend miteinander. Genau wie jetzt im Kino „Neues Rottmann“ in München. Dr. Hampel erklärt den Besuchern, er habe „Iris“ genauso bewegend und spannend empfunden wie sie. Allerdings habe ihn besonders die Darstellung des Krankheitsverlaufes interessiert. „Und die ist absolut richtig.“ Zu Beginn der Krankheit bemerkt Iris, wie ihre reale Welt auseinander fällt. Angst, Rückzug und Depression sind die Folge - im Film wie in der Wirklichkeit.

Nicht alle Darstellungen psychisch Kranker sind so gefühlvoll wie „Iris“. Und nur einige wenige ermutigen die Zuschauer, sich mit den Problemen der Kranken und denen ihrer Angehörigen auseinander zu setzen. Im Gegenteil: Die Universität Pennsylvania hat festgestellt, dass während der Hauptsendezeit des Fernsehens 70

◀ **Verloren in der Gegenwart: Aus der dynamischen Iris (unten) ist ein Pflegefall geworden.**

Prozent der Rollen psychisch kranker Personen gewalttätige Züge haben - unter den gesunden Fernsehfiguren sind es lediglich 42 Prozent. Und außerdem sind die Rollen psychischer Gewalttäter meist mit einem negativen Image versehen. Die Folge: Falsche Informationen werden vermittelt und erfolgreiche Therapien mit gesellschaftlicher Reintegration erschwert.

Neben „Iris“ beherrschte in diesem Jahr auch der dramatische Krankheitsverlauf eines anderen genialen Menschen, des Nobelpreisträgers John Forbes Nash, die Kinoszene. „A beautiful mind – Genie und Wahnsinn“ – erzählt die Geschichte des legendären Mathematikers, der in den 50er Jahren die Spiel- und Entscheidungstheorie entwickelte. Diese führte zu revolutionären Erkenntnissen in der Wirtschaftswissenschaft und brachte ihm später den Nobelpreis ein. Schon mit 30 Jahren lebte Nash jedoch in einer Welt voller Halluzinationen.

Regisseur Ron Howard: „Als ich recherchierte, stellte ich überrascht fest, wie weit verbreitet geistige Erkrankungen sind. Zwar finden die Menschen nicht immer die richtigen Worte, um sie zu beschreiben, doch die meisten haben auf irgendeine Art und Weise Erfahrungen mit ihnen gemacht.“ Russell Crowe hat sich lange auf die Rolle des John Nash vorbereitet. „Ich wollte zeigen, dass Schizophrene wie alle andere sind. Sie verlieben sich, bekommen Kinder, schmieden Pläne.“ Sicherlich haben das die Zuschauer bemerkt. Bleibt zu hoffen, dass sie es sich auch merken.

Tatiana Rosenstein

Dr. Harald Hampel: „Im Film ‚Iris‘ wird der Krankheitsverlauf richtig dargestellt.“



BASTA

Bayerische Anti-Stigma-Aktion
Möhlstrasse 26, 81675 München
Tel. (0 89) 41 40-66 74
Fax (0 89) 41 40-48 98
Internet: www.opentheodoors.de